

Kunsthandel

Kratzer im Kessel

Unter geheimnisvollen Umständen kaufte sich ein englischer Earl einen römischen Silberschatz. Jetzt will er ihn wieder loswerden – für einige 100 Millionen Mark.

Das Motto seiner Familie lautet „Ich suche nur das Einzigartige“. Spencer Douglas David, Earl Compton, 43, seines Zeichens siebter Marquis derer von Northampton, läßt kaum etwas unversucht, dem ererbten Sinnspruch zu genügen.

Seine Lordschaft bekennt sich zu Budha und lauscht auf mitternächtlichen Séancen nach Stimmen aus dem Jenseits. In seinen beiden prächtigen Familienschlössern, von denen er eins gerade zum Hotel umbauen läßt, jagt der in Eton erzogene Adlige – erfolglos, wie es heißt – Poltergeister.

Vier Frauen hat er schon geehelicht und sich von allen leichten Herzens wieder getrennt. „Mir wurde prophezeit, ich werde fünfmal heiraten“, kommentierte er vergangenes Jahr die Blitzscheidung von Ehefrau Nummer vier.

Mehr Glück als im Umgang mit Frauen und Gespenstern scheint der Earl, dessen Familie unter den 100 reichsten des Vereinigten britischen Königreichs auf Platz 94 rangiert, mit der Kunst zu haben; mit alter, die er geerbt hat, mehr noch aber mit uralter, die er heimlich sammelnd, gekauft hat und jetzt – das Leben eines Earl ist teuer – wieder verkaufen will.

Über geheimnisvolle Mittelsmänner, die sich ihm unter Decknamen näherten, brachte sich Earl Compton 1981 und 1987 in den Besitz eines „unvergleichlichen Silberschatzes“, dessen Wert nur schwer zu beziffern

ist: „Seit Menschengedenken hat es nichts gegeben“, was dem Silber seiner Lordschaft auch nur „annähernd gegenübergestellt“ werden könnte.

So vollmundig preist das Londoner Auktionshaus Sotheby das 14teilige Silber-Set an, das es jetzt im Auftrag des Marquis von Northampton auf den Markt gebracht hat. Elf Tage lang waren die kunstvoll getriebenen und fein verzierten Teller, Becher, Kannen und Henkelgefäße jetzt in Sothebys New Yorker Dependance ausgestellt.



Earl Compton
„Nur das Einzigartige“



Sotheby-Direktor Marcus Linell, Schatz: Getuschel in der Szene

Zwischen 70 und 130 Millionen Pfund Sterling, umgerechnet 200 bis 370 Millionen Mark, hoffen die englischen Auktionatoren für den vermutlich etwa 1500 Jahre alten Silberschatz erzielen zu können. Wenn möglich soll die antike, rund 100 Kilogramm schwere Sammlung en bloc verkauft werden, an ein Museum etwa, wenn nicht, kommen die Stücke im Herbst dieses Jahres einzeln bei Sotheby in Zürich auf den Block.

Ein Earl, ein rätselhafter Schatz und viele, viele Millionen – das ist genau der Stoff, nach dem das Publikum lechzt. Über die „wichtigste spätantike Silber-sammlung, die je zum Verkauf stand“, wie Sotheby trommelt, tuschelt seit der Ankündigung des Auktionshauses weltweit die Kunstszene.

Auslöser waren die Versteigerungsexperten von der Londoner New Bond Street selbst, mit einer absichtsvoll-legeren Bemerkung: „Wir sind zu 99 Prozent sicher“, ließ eine Sotheby-Sprecherin verlauten, daß bei der angebotenen Ware alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Doch genau die einprozentige Restunsicherheit schließt nicht aus, daß Earl Compton womöglich der unrechtmäßige Eigentümer ist.

Vage Hinweise auf einen enormen Fund antiken Silbers waren in der Kunstszene erstmals Ende der siebziger Jahre aufgetaucht. Angeblich sei der Schatz in einem osteuropäischen Land gefunden worden. 1981 vermittelte der in London tätige deutsche Kunsthändler Rainer Zietz, 45, im Auftrage eines Libanesisen, dessen Name bis heute unbe-

kannt ist, Earl Compton zehn Silberstücke römischer Provenienz. Der Earl war nach dem Verkauf antiker Vasen aus dem Familienschloß Castle Ashby gerade flüchtig. Er wurde mit Zietz handelseinig, der ihm auch eine gültige Exportlizenz aus dem Libanon aushändigte.

Im Jahr darauf bot der englische Adelsmann dem Getty-Museum im kalifornischen Malibu das Silber aus der Zeit der Soldatenkaiser zum Kauf an – ohne Erfolg. Auch mit dem Antikenmuseum in Berlin kam er nicht ins Geschäft. Der Preis war zu hoch.

Nach weiteren Absagen entdeckte der Marquis plötzlich „meine ererbte Sammelleidenschaft“. Ihm wurde zudem „immer klarer“, daß die zehn Stücke in seinem Besitz nur „Teile eines gewaltigen Schatzes waren, den ich vollständig kaufen wollte“.

Es traf sich, daß Händler Zietz dem Earl sechs Jahre nach dem ersten Deal vier weitere Silberstücke anbieten konnte. Der Preis von etwa 15 Millionen Mark, einschließlich eines großen Bronzekessels, in dem der Schatz angeblich gefunden worden war, schien angemessen. „Hoch befriedigt“ entwickelte der Adlige nun „ein enormes Verantwortungsgefühl für den gesamten Schatz“, an dem sich „eine größere Gruppe von Menschen erfreuen“ sollte.

Fachleute von drei anerkannten britischen Laboratorien untersuchten den Silberschatz und sein mutmaßliches Aufbewahrungsgefäß. Sie stellten einen hohen Reinheitsgehalt des Silbers fest, entdeckten ausgebeissene Stellen und winzige Risse. Unter dem Elektronenmikroskop wurde die uralte Technik des Gravierens sichtbar, und mit dem Plasmaspektrometer gelang der Beweis, daß der Schatz nicht ungeschützt in der Erde verbuddelt war. Tatsächlich fanden sich im Bronzekessel Kratzspuren von Silber, die beim Verstauen der großen Platten

(Durchmesser: bis zu 71,6 Zentimeter) entstanden sein könnten.

Darüber hinaus gelang mit Hilfe der Radiokarbonmethode eine Altersbestimmung. Fazit der Wissenschaftler: Der Schatz ist echt.

Eine von Sotheby beauftragte Silberexpertin hielt für wahrscheinlich, daß das Silber ursprünglich einem Statthalter oder Feldherrn in römischen Diensten gehörte. Der Mann hieß Seuso, wie aus einer Inschrift hervorgeht, war Germane oder Kelte und lebte in der damaligen römischen Provinz Pannonia, im Gebiet des heutigen Ungarn.

Da anzunehmen ist, daß Seuso und seine Nachfahren ihr kostbares Tafelsilber in den damaligen unruhigen Zeiten der Völkerwanderung und Hunnenüberfälle bei ihren Umzügen mitnahmen, ehe der Schatz irgendwie und irgendwo verschüttet, mühte sich Sotheby, den rechtmäßigen Eigentümer – das Land, wo das Silber im Bronzezeitalter gefunden wurde – aufzufinden zu machen.

An insgesamt 29 Länder, deren Gebiete in der Mitte des ersten Jahrtausends zum Römischen Reich gehört hatten, verschickten die Londoner Versteigerer Fotos und eine detaillierte Beschreibung des Schatzes. Vorsorglich kontaktierten die Briten Interpol, die Unesco und weitere Organisationen, die Hinweise dafür haben konnten, daß das Silber womöglich gestohlen war.

Darüber hinaus ließ sich das Auktionshaus von der Kulturabteilung der libanesischen Botschaft in der Schweiz bestätigen, daß die vorliegenden Ausfuhrlizenzen echt seien.

Doch die Geschichte bleibt dunkel: Während sich Sotheby als „Modellfall größter Sorgfalt“ charakterisiert, halten einige Altertumsexperten die bisherige Beweisführung für unzureichend.

„Warum sollte der Libanon einen solchen geschichtsträchtigen Schatz wohl außer Landes gehen lassen?“ fragte etwa Hugh Chapman, Generalsekretär der britischen Altertumsgesellschaft. Und Camille Asmar, Direktor der antiken Abteilung des Nationalmuseums von Beirut, verwies darauf, daß seit Beginn des Bürgerkriegs vor 15 Jahren überhaupt keine Ausfuhrlizenz erteilt worden sei.

Magnetkanone

Maultier im Weltraum

US-Forscher wollen mit „elektromagnetischen Kanonen“ Satelliten ins All schießen.

Wie ein bizarres Pusterrohr steht das Abschußgerät am Fuße eines abgelegenen Canyons von New Mexico, auf dem Testgelände des US-Waffentechnikzentrums „Sandia National Laboratories“. Weder Donner noch Pulverdampf sind wahrzunehmen, wenn der Spezialmörser seine Geschosse abfeuert. Beinahe lautlos fegen die Projektile aus der Rohrmündung, surren durch die Luft und krachen schließlich gegen die Wände der Bergschlucht.

Die stumme Kanone, „Magnetic Reconnection Launcher“ genannt, hat mit herkömmlicher Artillerie wenig gemein. Seit Jahren arbeitet Sandia-Forscher Bill Cowan an einer neuen Generation von Wundergeschützen: Strom-Flaks, die ihre Projektile nicht mit Treibladungen, sondern mit Hilfe elektromagnetischer Kräfte abschießen.

Cowans sogenannte Spulenkanone („coil gun“) kann ihre Abschlußmasse theoretisch fast bis auf Lichtgeschwindigkeit beschleunigen. Mit gewaltigen, hintereinandergeschalteten Magnetspulen und Starkstromspeichern wird das

Projektile Millionen Ampere starken Kraftfeldern ausgesetzt und, so der Erfinder, „wie mit mehreren Schleudern“ auf Rekordtempo getrieben. Entsprechend vergrößert, könnte der Launcher, wie die Wissenschaftler hoffen, sogar zentnerschwere Satelliten zum Himmel schicken.

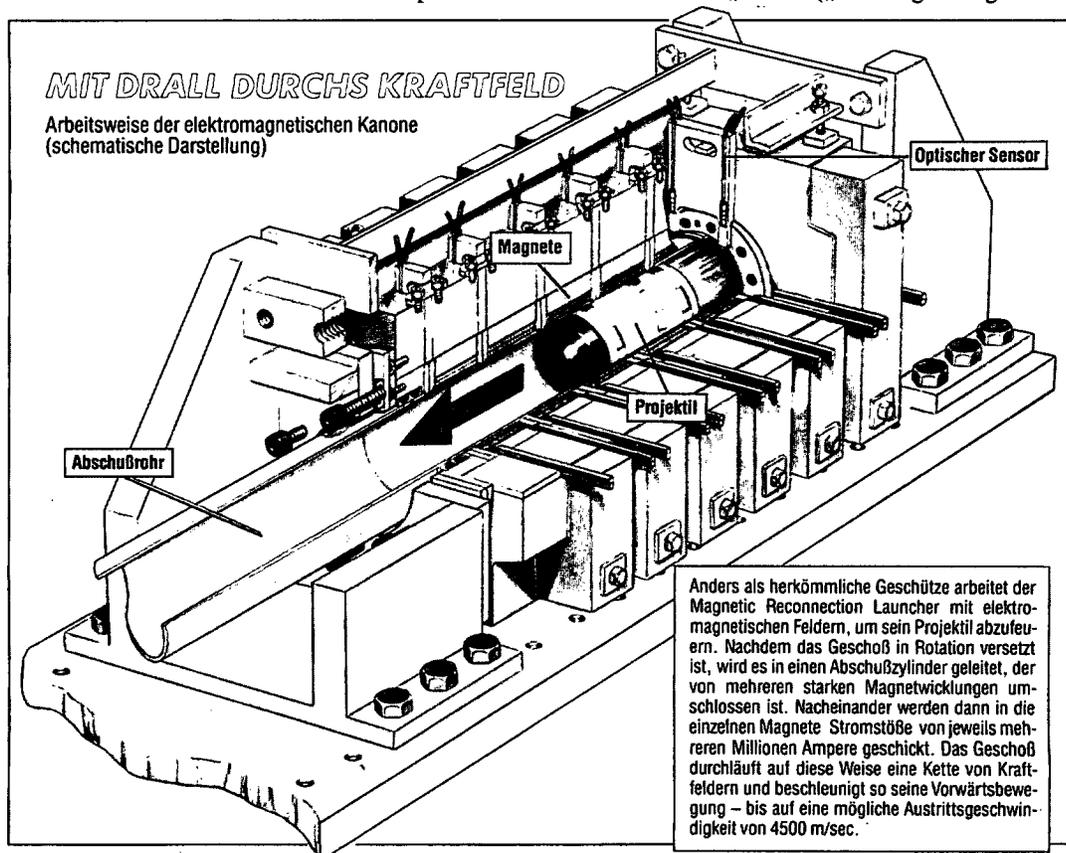
Die SDI-Pläne des Pentagon haben die Entwicklung der elektromagnetischen Sternkanone mächtig angeschoben. Derzeit experimentiert die Sandia-Gruppe mit einem sechsstufigen Testapparat, der vier Kilo schwere Projektile auf doppeltes Artillerietempo peitscht. Forschungsleiter Cowan: „Wir wissen jetzt, daß die Sache funktioniert.“

Herkömmliche Kanonen beschleunigen Geschosse mittels Gasdruck, der bei der Explosion der Treibsätze entsteht. Doch diesem Prinzip sind physikalische Grenzen gesetzt. Das Limit – nur von modernsten Artilleriewaffen erreicht – liegt bei Mündungsgeschwindigkeiten von etwa 2000 Meter pro Sekunde (m/sec). Für Vorstöße ins All ist dieses Tempo viel zu gering. Erst bei Geschwindigkeiten ab 11 200 m/sec kann ein von der Erde abgeschossener Körper den Fängen der Gravitation entfliehen; ist er langsamer als 7900 m/sec, plumpst er auf den Planeten zurück.

Auch mit noch so groß dimensionierten konventionellen Kanonen läßt sich diese sogenannte Fluchtgeschwindigkeit nie erreichen. Die bisher größte Kanone der Welt etwa, Hitlers Eisenbahngeschütz „Dora“ („Meine gewaltigste Ar-

MIT DRALL DURCHS KRAFTFELD

Arbeitsweise der elektromagnetischen Kanone (schematische Darstellung)



Anders als herkömmliche Geschütze arbeitet der Magnetic Reconnection Launcher mit elektromagnetischen Feldern, um sein Projektil abzufeuern. Nachdem das Geschöß in Rotation versetzt ist, wird es in einen Abschußzylinder geleitet, der von mehreren starken Magnetwicklungen umschlossen ist. Nacheinander werden dann in die einzelnen Magnete Stromstöße von jeweils mehreren Millionen Ampere geschickt. Das Geschöß durchläuft auf diese Weise eine Kette von Kraftfeldern und beschleunigt so seine Vorwärtsbewegung – bis auf eine mögliche Austrittsgeschwindigkeit von 4500 m/sec.